



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Endlich den Beruf gefunden : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir haben neben vielen andern, um es kurz zu sagen, mit den Dämonen des allgemeinen Stimmrechts zu kämpfen, das auf unserm Gebiet bedeutet, daß jeder Unwissende oder Halbwissende, der die Feder zu führen weiß, uns ins Handwerk pfuschen zu dürfen meint, und daß jede Partei darauf aus ist, die Gymnasien ihren besondern Zwecken dienstbar zu machen. Demgegenüber wird die nächste Aufgabe sein, daß wir unserm Stande in höherm Maße, als es bisher gelungen, diejenige Unabhängigkeit erringen, die dem Arzt, dem Juristen und dem Ingenieur dem Publikum gegenüber sein Berufswissen, seine Sachkenntnis verleiht. Diese lassen sich nicht dreinreden, sondern berufen sich auf ihr Fachwissen, und das Publikum bescheidet sich; nur uns gegenüber glaubt jeder, der des Weges kommt, sofern er Vater von Söhnen ist, sich als Sachkenner geberden zu dürfen. Das wird sich bessern in demselben Maße, als wir uns des ganzen Umfangs unsers Gebiets, der ganzen Schwierigkeit unsrer Aufgaben und der besten Mittel zu ihrer Lösung, sowie der großen Verantwortung, die wir auf uns genommen haben, bewußt werden.

J. K.



Endlich den Beruf gefunden

(Schluß)



ie Kündigung war ein Glück für mich. Sie befreite mich von der Pflicht der Lokalberichterstattung, die meinen Neigungen und Lebensgewohnheiten wenig entsprach und mir überdies durch die Taubheit erschwert wurde; wo es sich um Reden und Debatten handelte, mußte ich gewöhnlich die Hilfe von Freunden in Anspruch nehmen, deren einer mich einmal gründlich hineinlegte, nicht aus bösem Willen, sondern weil er — es war bei einem Festmahl — ein wenig angeheitert mehr auf die Stimme seiner Dichterphantasie als auf den Redner hörte. Dann aber verhalf mir die Wendung zu einer gewissen Existenzsicherheit. Bei der prekären Lage des Blattes war mein Bleiben immer nur fürs nächste Vierteljahr gesichert, und ich wußte niemals, ob ich nach einem halben Jahre noch hier sein würde. Die Befreiung von der Redaktion ermöglichte mir die Anknüpfung einer größern Anzahl von Verbindungen, und da es nicht wahrscheinlich war, daß alle auf einmal abreißen könnten, und wenn man einigermaßen bekannt war, der Ersatz der verlorenen durch neue nicht so gar schwierig war, so brauchte ein Ortswechsel nicht mehr in Erwägung gezogen zu werden. Gewiß ist ein Ort, der keine große öffentliche Bibliothek und keinen gut ausgestatteten öffentlichen Lesesaal hat, so ungeeignet wie möglich für litterarische Thätigkeit; soweit die Vollkommenheit litterarischer Leistungen von dem zur Verfügung stehenden Material abhängt, wird sie also unter diesen Umständen

immer vermißt werden. Aber an vollkommenen litterarischen Leistungen haben wir ja keinen Mangel, dagegen fehlt es desto mehr an Leuten, die dem Zuge zur Großstadt Widerstand leisteten. Alle Welt jammert über die Anhäufung der Bevölkerung in den großen Städten und fordert Dezentralisation, aber jedermann, vom höhern Verwaltungsbeamten und vom Gelehrten bis zur Ruhmagd und dem Handwerksgejellen, brennt vor Begierde nach dem großstädtischen Pflaster. Ich danke Gott, daß ich nicht gezwungen bin, in einer Großstadt zu leben. Prinzipientreue würde übrigens eine zu stolze Bezeichnung sein für meine Liebe zur Natur und zur Bequemlichkeit, die mich an die Kleinstadt fesselt. Dieser doppelten Liebe gefeßt als Verstärkung der Umstand zu, daß ich seit meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre zehnmal den Wohnort habe wechseln müssen, dabei mehreremale mein bißchen Fahrhabe halb eingebüßt, und nur zweimal, wo es über hundert Meilen weit ging, eine Umzugsent-schädigung bekommen habe, das einmal von 150, das andermal von 100 Mark, sodaß es wohl nicht zu verwundern ist, wenn ich kein Verlangen darnach trage, das Vergnügen ein elstes mal zu kosten.

Schon ehe ich Ende Dezember 1888 die Redaktion niederlegte, war ich für den Einnahmeausfall reichlich entschädigt. Einer meiner Freunde war von hier nach Schweidnitz übergesiedelt und vermittelte meine Verbindung mit dem dort erscheinenden Schlesischen Tageblatt, dem ich ein paar Jahre hindurch allwöchentlich sechs Leitartikel geliefert habe. Mit dem Herausgeber und damaligen Redakteur des hiesigen Zentrumsblattes, F. S. Meise, einem sehr tüchtigen und ehrlichen Mann und weit und breit gefürchteten Wahlstrategen, war ich auf dem Wege anständiger Polemik und dann teilweiser politischer Gesinnungsgenossenschaft in freundschaftlichen Verkehr gekommen. Ihm lieferte ich eine Reihe von Beiträgen meist lokalgeschichtlichen Inhalts; den Stoff dazu lieferte mir das Stadtarchiv, dessen nicht sehr anstrengende Verwaltung ich seit 1889 gegen eine kleine Entschädigung führe. Endlich schrieb ich Feuilletons für die Breslauer Morgenzeitung, der ich aus einem Gegner ein Bundesgenosse geworden war. Diese Verbindungen sind dann später durch andre ersetzt worden. Die wichtigste unter den neuen war die mit den Grenzboten, die im März 1889 ihren Anfang genommen hat. Sie ist mir nicht allein durch die Gewährung gleichmäßiger Beschäftigung wert geworden, sondern auch durch die Unterstützung mit litterarischen Hilfsmitteln und durch die persönliche Freundschaft mit dem Verleger, mit dem ich mich je nach der politischen Konstellation schlage und vertrage. Außerdem hat sie mir dazu verholfen, durch die Herausgabe von ein paar Büchern in weitem Kreisen bekannt zu werden; an und für sich ist mir daran nichts gelegen, denn ich huldige wie einigen andern Grundsätzen des Epikur auch seinem *λάτρε βιώσας*. Damit scheint freilich die Herausgabe von Lebenserinnerungen im Widerspruch zu stehn, aber wenn man einmal das Bekanntwerden nicht vermeiden kann, so ist es besser,

man wird gleich vollständig bekannt. Und überdies ist ja in diesen Erinnerungen meine Person nur Nebensache; sie sollen ein Stück Zeitgeschichte erzählen, das sich fern von den Mittelpunkten des politischen und des Geisteslebens abgespielt hat.

Wenn man weder von seinem Vermögen noch von einem Amte leben kann, so ist unter den freien Erwerbsarten, unter denen man wählen muß, die Schriftstellerei wahrlich nicht die schlechteste. Ja sie bietet eine Anzahl von Vorteilen, die man nicht leicht in einer andern vereinigt finden wird. Zunächst gehört sie zu denen, deren Ausübung innere Befriedigung gewährt. Sich aussprechen ist ein Bedürfnis, sich vor einem größern Hörer- oder Leserkreise aussprechen ist ein Genuß, und was thut denn der Publizist oder Schriftsteller, der nicht rein als Tröhner schreibt, andres, als daß er sich ausspricht? Ein volles Menschenleben ist das des Zeitungschreibers freilich nicht; dazu gehört, daß man in die Natur und in die Menschenwelt körperlich gestaltend und umgestaltend eingreife, als Künstler, oder als Baumeister, oder als Ingenieur, oder als Landwirt, oder als Staatsmann, oder als alles dieses zusammen genommen. Ja eigentlich sollten nur solche Schriftstellern, die dergleichen schöpferische Thätigkeit üben, weil nur sie aus eigener Erfahrung über alles wichtige zu berichten und in allen Fragen geeignete Ratschläge zu geben wissen — wenn nämlich ihre Theorie auf der Höhe ihrer Praxis steht. Wer nichts kann als schreiben, der ist ein halber Krüppel. Aber die Welt ist nun einmal leider so eingerichtet, daß auf je tausend Plätze für Stückmenschen kaum ein Platz für einen Vollmenschen kommt, und je mehr die Arbeitsteilung fortschreitet, in desto größerm Maße werden Menschen erfordert, die sich zu einer ganz einseitigen Thätigkeit verstehen, die darauf verzichten, ein Ganzes zu sein, und sich mit der Stellung von kleinen Rädchen in einer großen Maschine begnügen. Vielleicht geht die Hoffnung der Utopisten auf eine schließliche Redintegration dieser fortschreitenden Differenzierung nach Jahrhunderten einmal in Erfüllung, vorläufig scheint sich noch keine Aussicht darauf zu eröffnen. Wenn man also in solcher Zeit die Grenzen erkannt hat, die einem Begabung und Verhältnisse ziehen, so darf man sich glücklich schätzen, in einen Beruf geraten zu sein, der trotz seiner Einseitigkeit soviel Befriedigung gewährt wie die Schriftstellerei.

Ein zweiter Vorzug besteht darin, daß man alles, was man leistet, durch eigne Arbeit schafft, daher weder sich selbst noch andern verdächtig wird, ein Ausbeuter zu sein. Freilich bedarf der Schriftsteller des Verlegers und des Druckers, aber von diesen dreien verhält sich keiner zum andern wie der Unternehmer zum Lohnarbeiter, sondern sie betreiben ein genossenschaftliches Geschäft, dessen Ertrag sie ehrlich miteinander teilen. Ein weiterer, gar nicht hoch genug zu schätzender Vorzug ist es, daß man niemals zur Unthätigkeit gezwungen ist. Man kann stets arbeiten, und zwar stets für seinen Beruf

arbeiten; dient diesem doch alles, was man studirt, liest und erfährt. Nichts hindert einen, wenn man ein Gedankengewebe im Kopfe fertig hat, es in Papier und Tinte zu verkörpern und an irgend eine Redaktion zu schicken. Und bekommt man hie und da einmal ein Manuskript zurückgeschickt, so ist die Arbeit nicht verloren, sondern Vorarbeit für späteres. Ich kenne nichts entsetzlicheres als erzwungene Passivität, als in einer unangenehmen Lage nichts zu ihrer Änderung thun zu können. Und wie viele befinden sich in dieser Lage! Wie mancher Droschkenfutcher sitzt von morgens bis abends auf seinem Bock, ohne daß ihn ein Fahrgast beglückt. Der arme Mann hätte Zeit, die schwierigsten philosophischen oder mathematischen Probleme, die soziale samt der orientalischen Frage zu lösen, aber das darf er nicht einmal, denn wenn er sich in schwierige Gedankenarbeit vertiefte, würde er den einen Fahrgast verpassen, den er zuletzt noch haben könnte, oder Polizeivorschriften übertreten und fortgejagt werden. Und was muß der kleine Händler empfinden, der den ganzen Tag in oder vor seiner Bude bald sitzt, bald steht, bald wie das grimmige Pardel im Käfig auf- und abrennt und dabei sehen muß, wie alle Kunden in das Geschäft des billigen Mannes laufen, der sein neu eröffnetes Warenhaus mit haushohen Plakaten und Bemmchenmännern (so darf man wohl Sandwichmänner übersetzen?) angekündigt hat. Früher war wenigstens noch das „Anreißen“ erlaubt, aber das ist jetzt schon lange als unlauterer Wettbewerb verboten; was könnte also der arme Mann thun, um Kunden anzuziehen? Gar nichts, da er es in der Reklame, Schaufensterdekoration und reichen Auswahl doch nicht mit dem Konkurrenten aufnehmen kann. Armer Sürgen, wie leid thust du mir heute noch, wenn ich dein gedenke! Sürgen war der vollkommenste aller Apotheker, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe; nicht allein tüchtig in seinem Berufe, sondern auch ein stattlicher, schöner junger Mann, wirklich gebildet, angenehmer Gesellschafter und noch von keiner Spur von Verrücktheit angeflogen. Er war ein Hamburger, hatte mit seiner Braut zusammen so viel, daß es für den Ankauf einer kleinen Dorfapothekre reichte, und fand gerade zu rechter Zeit eine solche angezeigt. Sie war ein reizendes Häuschen mit einem reizenden Gärtchen in einer reizenden Gegend am Fuße des Gebirges, und Sürgen rief, als er zur Besichtigung hinkam, bei ihrem Anblick aus: Reizend schön! Der Besitzer hatte sich auf den Besuch vorbereitet; mit seinem Bruder im Alkohol, dem Arzte des Ortes, hatte er verabredet, daß dieser aller zehn Minuten seine Dienstmagd mit einem Scheinrezept schicken sollte. Das geschah. Der Apotheker wurde aller zehn Minuten aus dem Wohnzimmer in den Laden geklingelt. Wohl eine Epidemie? fragte der Hamburger, der diese Unterbrechungen der Zwiesprache reizend fand. O nein, erwiderte der alte Spitzbube gleichmütig, nur der gewöhnliche Geschäftsgang. Der Hamburger schloß ab, fuhr glücklich nach Hause, heiratete seine wirklich liebenswürdige Braut und zog mit ihr ein in das reizende Nest. Kein Gefreisch der

Ladenklingel störte ihn im traulichen Flitterwochen-tête-à-tête. Was in der Gegend epidemisch war, das war allein die Gesundheit. Die einzige Einnahme, erzählte er mir, habe ich Sonntags früh, da holen sich die Ochsenjungen jeder für einen Sechser Pomade. Was hätte der Ärmste zur Verbesserung seiner Lage thun sollen, da Brunnenvergiftung doch nicht ratsam war? Also da sind wir von der Feder besser dran: jeden Tag können wir durch Lesen und Schreiben unsern Beruf ausüben. In einem Stück freilich wird unsre Freiheit vielleicht mit der Zeit beschnitten werden. Da alles zünfstelt, werden sich wohl zuletzt auch die ältern und angesehenern Zeitungsschreiber als Zunft organisiren, und zunächst wird das Hausiren mit Manuskripten als unlauterer Wettbewerb verboten, dann aber vielleicht den Nichtzünftigen das Schreiben oder wenigstens das Druckenlassen gar nicht mehr gestattet werden. Als letzten wahrlich nicht geringen Vorzug führe ich an, daß man Herr seiner Zeit ist, sich seine Tagesordnung selbst machen und durch den angemessenen Wechsel von Arbeit und Ruhe Gesundheitschädigungen abwehren kann.

Der einzige Nachteil einer solchen Stellung oder Stellungslosigkeit besteht darin, daß man nicht heiraten kann. Wenn die Unsicherheit auch nicht so groß ist, daß sie die eigne Existenz gefährdete, so ist sie doch noch groß genug, um das Wagnis der Familiengründung zu verbieten. Und selbst wenn einem Publizisten sein Einkommen vollkommen gesichert wäre, so würde es doch, falls er weder Romane noch Operettentexte dichten kann, zu klein sein, um die Grundlage für eine standesgemäße Familieneexistenz abzugeben. In der Zeit der Vorbereitung auf die Steuerreform wurde der Unterschied zwischen fundirtem und unfundirtem Einkommen sehr gründlich erörtert und dabei oft hervorgehoben, daß ein Arzt oder Publizist, um nicht allein standesgemäß zu leben, sondern auch Söhne erziehen, Töchter ausstatten, sich eine Altersrente und der Witwe den Unterhalt nach seinem Tode sichern zu können, etwa viertausend Thaler jährlich verdienen müsse. Wer das Publizistengewerbe kennt, der wird wissen, daß dabei auch in ausnahmsweise günstigen Jahren noch nicht die Hälfte verdient werden kann. Ich sage das nicht etwa, um Unzufriedenheit zu bekunden. Im Gegenteil, ich habe mich schon oft gefragt, ob der gesellschaftliche Wert meiner Leistungen das Einkommen wert sei, das ich beziehe. Ich pflege mich über solche Skrupel mit dem Gedanken an das Tabaksgeschäft hinwegzusetzen. Ich kalkulire: ein mittlerer Cigarrenkrämer verdient wahrscheinlich ebenso viel wie ich oder noch etwas mehr. Er liefert so wie ich ein nicht unbedingt notwendiges Genußmittel. Daß seine Arbeit vielleicht weder so anhaltend noch so anstrengend ist wie die meine, kommt nicht in Betracht, da sich die Bezahlung nicht darnach richtet, sondern allein nach der durch den gesellschaftlichen Zusammenhang erzeugten Nachfrage, und wird außerdem durch den Umstand aufgewogen, daß meine Arbeit angenehmer ist als seine. Auch braucht nicht untersucht zu werden, ob der Tabak oder die Zeitschrift das

wertvollere Genußmittel sei; das würde sich schwer ausmachen lassen, denn es könnte wohl sein, daß der Nutzen, den die einen Aufsätze stiften, durch den Schaden aufgehoben würde, den andre anrichten. In Mecklenburg z. B. schwärmt man für den Stand der Unschuld im Gebiete der Intelligenz, der ja doch durch Zeitschriften und Zeitungen erschüttert und leicht ganz aufgehoben wird. Außerdem soll auch dem Tabak die Wirkung inne wohnen, die Gedankenbewegung in Fluß zu bringen, und mir selbst ist es bei einer guten Cigarre schon manchmal so vorgekommen; etwas unmittelbarer und reichlicher wird diese Wirkung freilich wohl durchs Lesen erzielt, besonders in Köpfen, denen die Gedanken erst geliefert werden müssen, ehe sie fließen. Aber eines giebt es, was meiner Ansicht nach der Litteratur unbedingt einen höhern gesellschaftlichen Wert verleiht, als er dem Tabak zukommt: der Rauchende belästigt in neun von zehn Fällen einen oder einige seiner Nebenmenschen, sodaß er nach der jetzt beliebten Interpretation des Grobenunfugsparagraphen eigentlich bestraft werden müßte, dagegen belästigt der Lesende niemand.

Also ich finde das Einkommen eines Publizisten von meinem Schlage weder zu hoch noch zu niedrig und stelle nur fest, daß es zu gering zum Heiraten ist. Das mag von manchem der Betroffenen als ein Unglück empfunden werden, aber es liegt im Interesse des Gemeinwohls, weil die Familienbände den Publizisten meistens seiner Freiheit berauben, ihn zwingen, sich in den Dienst der Regierung oder einer Partei zu begeben. Plato glaubte dem Staate die vollkommene Hingebung der leitenden Männer dadurch sichern zu können, daß ihnen die Ehe verboten würde; der moderne Staat verfährt weit klüger, indem er die Verhehlischung seiner Beamten auf alle Weise fördert und möglichst alle akademisch gebildeten Männer zu Staatsbeamten macht. Seine eigne Person riskirt der ehrliche und gebildete Mann wohl für seine Überzeugung; ist er aber verheiratet, so verwickelt ihn jeder Widerspruch gegen die Herrschenden in eine Pflichtenkollision, denn es ist nicht nur für den Beteiligten, sondern wirklich und an sich zweifelhaft, ob man das Schicksal der Gattin und die Zukunft der Kinder aufs Spiel setzen dürfe, um seine Meinung den Mächtigen gegenüber zu behaupten. So wird heute weit mehr noch als in irgend einer frühern Zeit der jedesmalige Zustand des Gesellschaftsorganismus das Hindernis seiner weitem Umbildung, da selbstverständlich die *beati possidentes* jeder Änderung abhold sind und alle Intelligenzen, d. h. alle die Veränderung fördernden Kräfte, dadurch für sich unschädlich machen, daß sie sie auf die oben beschriebne Weise in ihren Dienst zwingen. Die Fortbildung hemmen, heißt aber das Leben töten, denn das organische Leben besteht eben in der beständigen Umwandlung und Fortbildung, und der Gesellschaftsorganismus ist nicht geartet wie ein Baum, der die einmal durch das Wachstum erlangte Bildung ein paar hundert Jahre lang unverändert festhält, sondern er hat nur die Wahl, ob er sich in europäischer Weise un-

aufhörlich umbilden oder in asiatischer Weise erstarren und ohnmächtig werden will. Daher ist ihm nichts gefährlicher als die Verholzung, und diese Gefahr ist niemals größer gewesen als heute. Und deshalb wäre es ein Unglück, wenn es keine wilden Publizisten mehr gäbe, die frei vom Parteizwange und durch keinerlei Bande an die Staatsmaschine gefesselt Kritik üben. Kritik ist an sich nichts negatives. Gewiß, es giebt auch eine negative Kritik, die verwerflich ist, aber die echte und richtige Kritik ist das Mittel, die Lebenskräfte bei jeder Stockung wieder in Fluß zu bringen, sie ist daher das Positivste. Sie ist positiv wie Plato, der der schlechten Wirklichkeit seiner Zeit seinen Idealstaat gegenüberstellte, positiv wie der Geist des Christentums, der seit 1900 Jahren die Welt richtet und verdammt und dadurch die Lebenskräfte der Liebe, der Gerechtigkeit und des Strebens nach Vervollkommenung immer wieder aufs neue in ihr erweckt. Befriedigung gewährt die Publizistik natürlich nur dann, wenn man sie nicht rein handwerksmäßig bloß als Broterwerb betreibt, sondern aus der Not eine Tugend macht und dabei seine eignen Gedanken über das ausspricht, was gut, recht und erstrebenswert sei. Das wird dann der Natur der Sache nach gewöhnlich auf eine Kritik des Bestehenden hinauslaufen, und die liegt mir umso mehr nahe, als ich mit zwei Leidenschaften behaftet bin, die nicht allein mit meinem Epikureismus im Widerspruch stehen, sondern von denen sich auch die Stoa frei zu halten sucht, die ja jede Leidenschaft ohne Ausnahme für ein Übel erklärt. Ich leide an einer lebhaften Sympathie mit allen Leidenden, die sich aus meinen Lebenserfahrungen zur Genüge erklärt, und an einem so reizbaren Gerechtigkeitsgefühl, daß mich jede Ungerechtigkeit, die ich erfahre, halb rasend macht. Meine Neigung, mich bei jedem Streit auf die schwächere Seite zu stellen, steht mit diesem empfindlichen Gerechtigkeitsgefühl nicht im Widerspruch, sondern ist nur ein Ausfluß davon. Denn Übermacht erzeugt überall und immer mit Notwendigkeit Ungerechtigkeit, so notwendig, daß die Verfolgten und Unterdrückten, sobald sie die Macht erlangen, sich sofort in Verfolger und Unterdrücker verwandeln. Nur der Einzelne vermag sich von dieser Wirkung frei zu erhalten, niemals ein Stand, eine Partei, eine Klasse, ein Staat. Jede länger anhaltende Herrschaft einer Gesellschaftsschicht erzeugt ein fast unzerreißbares Geflecht ungerechter Gesetze und Einrichtungen und türmt ein Gebirge verübter Ungerechtigkeiten auf; und auch damit steht es heute schlimmer als in irgend einer frühern Zeit, weil die heutige Gesellschaftsordnung dem einzelnen Mitgließe der herrschenden Klassen die Verantwortung für das Schicksal der ihm dienenden abnimmt und sie entweder diesen, als vorgeblich freien Persönlichkeiten, aufbürdet oder sie irgend einer unpersönlichen Macht zuschiebt: der Staats- und Wirtschaftsordnung, dem gesellschaftlichen Zusammenhange, dem Naturgesetz, der Entwicklung. Der Schwache kann freilich auch ungerecht gegen den Starken sein und ist es thatsächlich oft, aber doch nur im Herzen und

mit Worten. Das mag sein Seelsorger rügen, den Publizisten geht es nichts an. Der hat es nur mit den ungerechten Thaten zu thun, und die können nur vom Starken gegen den Schwachen verübt werden. So bin ich denn jederzeit für die Jungen gegen die Alten, für die Kinder gegen die Erwachsenen, für die Unterthanen gegen die Regierungen, für die Armen gegen die Reichen, für die Lohnarbeiter gegen die Brotherren eingetreten, nur für das schwächere Geschlecht pflege ich, in Erinnerung an die Eisenfaust der Rehberger Elise und an manche andre muskel- und zungengewaltige Amazone, nicht von vornherein ohne genauere Prüfung des einzelnen Falles einzutreten, abgesehen von solchen Vorkommnissen, wo der Mißbrauch der Gewalt, den die männlichen Schöpfer und Vollstrecker des Gesetzes verüben, in die Augen springt, z. B. wenn sie den Lohnarbeiterinnen die Teilnahme an politischen Vereinen und am Lohnkampfe der Männer verbieten, zugleich aber das Weib, das sich auf eine vom Gesetze verbotne Weise den Lebensunterhalt verschafft, als Verbrecherin bestrafen. Die Gesinnung, der ein solches Verfahren entspringt, darf ich mit dem meiner Ansicht nach allein zutreffenden Worte nicht charakterisiren. Auch hierin haben die Alten das Vernünftige getroffen, indem sie Personen, denen sie die Bewegungsfreiheit versagten, mit keiner juristischen Verantwortung belasteten; für die Vergehungen der Unmündigen und der Sklaven wurden nicht diese, sondern wurde ihr pater familias verantwortlich gemacht. Daß ein unabhängiger Publizist von vornherein stets die Partei der Beherrschten und nicht die der Herrschenden ergreift, müßte ganz allgemein als selbstverständlich anerkannt werden. Die Herrschenden haben das Geld, die Soldaten, die Kanonen, die Gerichte, die Polizei, die gesellschaftlichen und Staatseinrichtungen, die besoldete Intelligenz, die den bei weitem größten Teil aller vorhandenen Intelligenz umfaßt; zu was in aller Welt sollten sie auch noch die paar Vertreter der freien Intelligenz nötig haben? Wehe, wenn es ihnen gelänge, auch die noch zu gewinnen! Eine so ungeheure Aufhäufung der Gewalt, eine so unerträgliche Störung des Gleichgewichts zu Gunsten der bewegungsunlustigen Schicht müßte unbedingt rasche Verholzung und Absterben des Gesellschaftskörpers zur Folge haben.

Das Gleichgewicht gehört zu den Dingen, die mir immer am meisten am Herzen gelegen haben, denn die Harmonie des Weltalls beruht auf dem Gleichgewicht der Teile, das sich nach jeder Störung von selbst wieder herstellt, in den Sonnensystemen des Fixsternhimmels wie im Luftzuge des Ofens, in der durch eine elektrische Batterie aufgeregten Kupferlösung wie in der durch einen Nagel gerissenen Wunde an der Hand und in zwei durch chemische Anziehung zur Scheidung veranlaßten Atomehen. Diese Harmonie ist das Vorbild, dem die Gesellschaft zuzustreben hat, ohne daß sie jemals zur ungestörten Harmonie gelangen dürfte, denn eben die Gleichgewichtsstörungen sind es, die das Leben des Gesellschaftsorganismus erhalten, indem sie zu

einer auf die Aufhebung der Störung gerichteten Thätigkeit zwingen. Diese Thätigkeit hat nun natürlicherweise jedesmal damit zu beginnen, daß eine Anzahl Atome von der Seite des Übergewichts auf die entgegengesetzte Seite eilen, und dieser Atompflicht komme ich nach, indem ich mich in jedem Falle auf die schwächere Seite stelle, nicht in der Meinung, daß das geringere Gewicht meiner unbedeutenden Person eine meßbare Wirkung auszuüben vermöchte, sondern in der Voraussetzung, daß die zur Hervorbringung der Wirkung erforderliche Anzahl von Atomen ihre Schuldigkeit thun werde. Aus dieser mir inwohnenden natürlichen Molekularbewegung allein schon erklärt es sich, daß ich gegen die Hierarchie auftreten mußte zu einer Zeit, wo sie einen Teil ihrer geistlichen Unterthanen vergewaltigte, daß ich es dagegen nicht allein für schimpflich, sondern auch für gemeinschädlich gehalten haben würde, auf die Hierarchie mit loszuhauen in einer Zeit, wo sie im deutschen Reiche verfolgt wurde; erklärt es sich ferner, daß ich auf der Seite der Regierung gewöhnlich nur in solchen Fällen gestanden habe, wo es sich um Fragen der auswärtigen Politik, um den Bestand oder die Machtstellung des Vaterlandes handelte, in innern Fragen aber nur, solange sie sich selber durch ihre Sozialpolitik auf die Seite der Schwachen stellte. Auf die Seite der gesetzlich anerkannten Autoritäten würde mich der beschriebne Naturtrieb dann führen, wenn diese Autoritäten einmal ernstlich bedroht wären, und die Gesellschaftsordnung in die Gefahr der Auflösung geriete. Ein solcher Augenblick ist aber seit 1848, wo ich noch ein Knabe war, noch nicht dagewesen, und auch im Jahre 1848 war nur der Schein einer Gefahr vorhanden; niemand konnte sich weniger nach dem Chaos sehnen als die Professoren, Justizräte, Kommerzienräte und sonstigen guten Revolutionäre jener Tage, und die paar Pöbelkrawalle, die dabei vorfielen, hatten wahrhaftig nichts Welthistorisches an sich. Überhaupt ist das Gesellschaftsgewebe in allen Gesellschaftsorganismen, denen die zur Fortdauer notwendige Lebenskraft innewohnt, viel zu fest, als daß es durch antisoziale Elemente, wie etwa durch Anarchisten oder Verbrecher aufgelöst werden könnte. Der Fall, daß ein Staat durch Pöbelrevolten untergegangen oder eine Gesellschaft durch eine Arbeiterbewegung aufgelöst worden wäre, ist in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen. Alle untergegangnen Staaten sind entweder durch äußere Feinde oder durch die Zwietracht ihrer Herrschenden gestürzt worden. Die alten Despoten des Orients sind immer eine von der andern verschlungen worden. Den kleinen griechischen Staaten hat das übermächtige Mazedonien ihre Unabhängigkeit geraubt. Die römischen Bürgerkriege waren nicht Emanzipationskämpfe des Proletariats, sondern Kämpfe mächtiger Feldherren und Familien um die Herrschaft und um die Beute. Der Sklavenkrieg wurde nur durch den vorhergehenden Bürgerkrieg möglich und hat den Bestand des Staates nicht ernstlich gefährdet. Gefallen ist dann später das römische Reich durch die Barbaren; Arbeiteraufstände haben bei seinem Untergange gar

keine Rolle gespielt, sind überhaupt nicht vorgekommen. Die Zerrüttung der mittelalterlichen Staaten war nicht ein Werk von aufständischen hörigen Bauern oder Lohnarbeitern, sondern wurde durch die einander und den König bekämpfenden Feudalherren erzeugt. Die Verwüstung und Verödung Deutschlands im dreißigjährigen Kriege, die stellenweise zur völligen Auflösung aller gesellschaftlichen und sittlichen Bande führte, war das Werk der deutschen Fürsten, des deutschen Kaisers und der Könige von Schweden, Frankreich und Spanien, ein Werk, an dem die arbeitenden Stände nur als Schlachtvieh beteiligt waren. Die einzigen beiden Fälle eines Umsturzes von unten, die vorübergehend einige Lockerung und Zerrüttung der gesellschaftlichen Ordnung zur Folge gehabt haben, sind die erste englische und die große französische Revolution, wobei jedoch zu beachten ist, daß in der einen der Pöbel gar keine, in der andern nicht die führende Rolle gespielt hat. Eine Auflösung der bürgerlichen Ordnung und Schwächung der Nation und des Staates aber haben diese beiden Umwälzungen so wenig bedeutet, daß vielmehr beide die Größe der Völker begründet haben, in denen sie sich ereigneten, die englische Revolution allerdings in weit nachhaltiger Weise als die französische; immerhin war das revolutionäre Frankreich den legitimistischen Nachbarmächten im Kriege überlegen, schon ehe sich das militärische Genie Napoleons entfaltet hatte. Heute nun vollends ist das Gesellschaftsgewebe, dessen Knotenpunkte die Mitglieder der herrschenden Stände sind, von einer Festigkeit wie in keiner frühern Zeit, da sich die Technik in seinen Dienst gestellt hat; stehen doch die Verkehrsmittel wie die furchtbaren Schutz- und Trugwaffen des Jahrhunderts den Herrschenden und nicht den Beherrschten zur Verfügung. Befehle, die Armeekorps herbeirufen oder die Polizei in Bewegung setzen, schießt der elektrische Draht im Nu bis an die entferntesten Grenzen des Staates und bis über den Ozean; für die Mitteilungen von Verschwornen ist er nicht zu haben; Bataillone, aber nicht Senfemänner, befördert die Eisenbahn. Wenn sich der heutige Staat vor den Proletariern fürchtet, so heißt das, ein bewaffneter starker Mann fürchtet sich vor einem wehrlosen Kinde. Der vorige preußische Kriegsminister hat die Lage richtig beschrieben, indem er einmal sagte, gegen etwaige Pöbelaufstände bedürfe man keines Militärs, gegen die genüge die Feuerwehr. Wunderbare Phantasie, daß Proletarieraufstände, die keinen der frühern unbehilflichen, molluskenartig lockern, von selbst zerfallenden Staaten ernstlich zu schädigen vermocht haben, den modernen Staat umstürzen sollten, dessen Knochengerüst, die Bürokratie, alle Teile fest zusammenhält, dessen Nerven, die Telegraphendrähte, im Bedarfsfalle jedes Glied mit jedem augenblicklich in Verbindung setzen, dessen Adern, die Eisenbahnen, jeden Nähr- und Wehrstoff in wenig Stunden dahin führen, wo ein Zellgewebe der Ergänzung oder des Schutzes bedarf, und dem als bazillenfressende Blutkörperchen Millionen Soldaten zur Verfügung stehen! So lächerlich erscheint mir die Phantasie,

daß es mir unmöglich ist, mich in die Gedankenwelt eines Massow zu versetzen, der den Umsturz fürchtet, und dem man als einen offenbar ehrlichen Manne nicht zutrauen kann, daß er gleich vielen andern die Besorgnis nur heuchle. Die Sozialdemokraten haben sich in die Unmöglichkeit des gewaltsamen Umsturzes schon lange gefunden und trösten sich mit ihrem wissenschaftlichen Margismus, der da lehrt, daß kein Versuch, einen Gesellschaftszustand gewaltsam zu ändern, etwas nützt, wenn die natürlichen Bedingungen des neuen Zustands, den man wünscht, nicht schon vorhanden sind, und daß, wo diese Bedingungen vorhanden sind, die Gewalt überflüssig ist, weil sich der auf natürlichem Wege werdende Zustand von selbst durchsetzt; höchstens, daß das fertige Hühnchen ein wenig an der umschließenden Eierschale zu picken und dann die anlebenden Schalenstückchen abzuschütteln braucht. (Dieser Satz ist zweifellos richtig, nur daß unter den zukünftigen Gesellschaftszuständen keiner sein wird, der Proletarierherrschaft genannt werden könnte.) Nicht dem auflösenden, sondern dem bildenden und bauenden Stadium des Lebensprozesses gehört das Aufstreben der untern Schichten an. Überall, wo es sich mit Erfolg geltend macht, sehen wir neue Blüte- und Glanzperioden der Völker anbrechen; so haben gewirkt die Emanzipation der Plebejer in Rom, die Verwandlung der Sklaven in Kolonen, die Erhebung der Hörigen in den Stand freier Bauern, der Sieg der Zünfte über die Geschlechter, endlich die letzte große Umwälzung, die dem Bürger- und Bauernstande zur Teilnahme an der Staatsverwaltung verholfen hat. Also wenn ich es einmal erleben könnte, daß der Gesellschaftsbau von aufrührerischen Proletariern bedroht würde, so würde ich mich als pflichtgetreues Atom der Regierungsgewalt anschließen. Aber diesen Fall kann ich nicht erleben, denn er kann im laufenden Jahrtausend noch weniger eintreten als in einem frühern. Wird einer unsrer heutigen Staaten durch innere Unruhen aufgelöst, so werden es nicht Proletariestaände sein, sondern es wird entweder ein Nationalitätenstreit oder der Kampf der Grundbesitzer mit den Großindustriellen und den Großhändlern um die Macht und um die Beute sein, was den festen Bau zerstört.

Natürlich kann ich, als wilder Publizist, dem beschriebnen Atomdrange nur folgen, so weit es die publizistischen Verhältnisse gestatten; wer sich den Kampf für die Schwachen zur Lebensaufgabe machen will, der muß eine bestimmte Gruppe oder Schicht von Schwächern, etwa die Lohnarbeiterschaft, oder eine konfessionelle oder nationale Minderheit, auswählen, muß sich der Partei dieser Minderheit anschließen und büßt dadurch nicht bloß seine Freiheit im allgemeinen ein, sondern sieht sich auch zur Verübung von Ungerechtigkeiten gezwungen, indem, wie schon angedeutet wurde, jede Organisation von Unterdrückten selbst wiederum Unterdrückterin wird, so oft sich ihr durch einen Sieg über die Mehrheit oder gegenüber einer kleinen Gruppe, für die sie selbst Mehrheit ist, die Gelegenheit darbietet. So auf-

gefaßt, nähert sich der Beruf des Publizisten wiederum dem priesterlichen, von dem ich ausgegangen und nach Ansicht meiner frühern Amtsbrüder abgefallen bin. Der vermeintliche Abfall ist aber nur eine Rückkehr zur ursprünglichen Idee des Priestertums, wonach dieses nicht von einem Standesinteresse erfüllt, sondern, mit dem Propheten- und Apostelamt verschmolzen, nur der Verbreitung jener notwendigen Wahrheiten gewidmet sein soll, die die Menschen unter einander und mit dem die Weltgeschichte leitenden Geiste zu einer lebensvollen Einheit verbinden.



Volksbühne auf dem Lande



ine wichtige Frage ist für jeden Geistlichen die, wie er Einfluß auf die Jugend gewinnen kann. Mit der Konfirmation entgleiten die jungen Leute oft jeder Zucht, sie geraten in ein wildes Treiben voll Sinnenlust und Ausschweifung und werden empfänglich für jede Art der Verführung. In frühern Zeiten konnte man ja schließlich ruhig warten, bis sie von selbst zur Vernunft kamen, denn der Gemeindeggeist war stark genug, sie wieder zur Ordnung zu bringen. In unsrer Zeit aber, die jegliche Autorität ins Wanken gebracht hat und so unermüdlich im Niederreißen ist, ist ruhiges Zusehen und Abwarten nicht mehr am Platze. Es sind denn auch schon die allerverschiedensten Versuche gemacht worden, in der Jugend einen andern Geist zu pflegen. Aber wenn jemand alle die fehlgeschlagenen Versuche zusammenstellen könnte, es gäbe ein trauriges Bild. Als Neustes sind die christlichen Bestrebungsvereine^{*)} auf dem Plan, aber nur wenig Geistliche und noch weniger Gemeinden können sich dafür erwärmen. So hoch man auch die Energie, die in diesen Vereinen zu Tage tritt, anerkennen muß, so ist doch für die große Masse davon kein Erfolg zu hoffen.

Die Jugend hat kein Verständnis für solche Bestrebungen. Die Jugend muß Jugend bleiben, voll Frohmut und Lebenslust. In ihr stürmt und drängt, gährt und treibt es. Wollen wir das Feuer schelten, daß es brennt? Was kann die Jugend dafür, wenn sie nicht geleitet wird und darum in falsche Bahnen gerät? oder wenn sie auf Wege gewiesen wird, die sie nicht gehen

^{*)} Vereine amerikanischen Ursprungs, die „erweckte“ oder „bekehrte“ Jünglinge sammeln wollen.